

VI.

Der Heirathsvertrag.

„Mein Himmel! in was für einer verkehrten Welt lebt man jetzt!“ rief Herr Peter Asten, und warf seine dampfende Pfeife aus der Hand. „Sedes Ei will flüger seyn, als die Henne, und ein ehrlicher Vater muß seine widerspenstigen Kinder mit Donnerwettern des Zorns in die Arme des Glücks treiben! — Kurz, Ferdinand, Ein Wort für tausend: du heirathest die für dich gewählte Braut, und hältst dich auf den Abend bereit, den Ehevertrag zu unterzeichnen!“ —

Ferdinand wollte neue Vorstellungen beginnen; aber der Vater sprang ungestüm auf, schob ihn, ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit beiden Händen zur Thür hinaus und verriegelte sie.

Traurig ging der junge Mann in sein Zimmer und schrieb einen langen, rührenden Brief, worin er dem Vater das bis jetzt verschwiegene Bekenntniß that: sein Herz sey nicht mehr frei, sondern das ewige Eigenthum eines armen, aber edeln Mädchens. — Verlorne Mühe! Herr Peter Asten sandte den Brief unerbrochen

zurück, betrieb die Verlobungsanstalten mit doppeltem Eifer, und gegen Abend sammelte sich in feinen Feierkleidern die von ihm eingeladene Gesellschaft, worunter Herr Joachim Olsen und dessen bräutlich geschmückte Tochter Dorothea die Hauptpersonen waren.

Die Herren Asten und Olsen hatten sich dreißig Jahre lang täglich auf der Börse gesehen und gesprochen, hatten manches gute Geschäft mit einander gemacht, und waren so nach und nach Gewohnheitsfreunde geworden. An Einem Tage legten sie, durch die Stürme der Zeit dazu bewogen, ihre Handlungen nieder und traten sie Fremdlingen ab; denn Olsens Tochter war sein einziges Kind, und Astens Sohn, der ebenfalls keine Geschwister hatte, bezeigte von Jugend auf eine so unüberwindliche Abneigung gegen die Kaufmannschaft, daß sich der Vater nach langen, fruchtlosen Kämpfen entschließen mußte, ihn seinem Hange zu Künsten und Wissenschaften zu überlassen. Als sich die alten Herren, die beide Wittwer waren, zum letzten Mal auf der Börse sahen, trafen sie gelegentlich und mit so kaltem Blute, als sprächen sie von einem Wollhandel, die Uebereinkunft, ihre Kinder mit einander zu vermählen. Keinem von Beiden fiel es ein, daß die jungen Leute andern Sinnes seyn könnten. Darum erstaunte Herr Asten nicht wenig, als Ferdinand die Vollziehung des auf der Börse geschlossenen Vertrages von sich ablehnte. Dorothea hingegen machte nicht die geringste Schwierigkeit, den auf sie gestellten Herzenswechsel zu honoriren. Diesen kindlichen Gehorsam konnte sie sich aber in der That nicht als ein schweres Opfer anrechnen; denn Ferdinand war an Körper und Geist ein lebenswürdiger Mann und einst der Erbe eines Vermögens,

das sogar den ansehnlichen Reichthum ihres Vaters weit überwog.

Doris Olsen (so nannte sie sich, weil ihr der Name Dorothea zu altfränkisch klang) hatte kurz zuvor ihren zweiundzwanzigsten Geburtstag mit großem Gepränge begangen. Die Zahl XXII glänzte mit Zuckerschrift auf Torten, brannte mit Feuerzügen im erleuchteten Garten, stand den poetischen Glückwünschen einiger Hauschmarozger auf die Stirn gedruckt, und war noch an vielen andern Orten angebracht, um das Kirchenbuch, das der Königin des Festes eine Last von dreißig Jahren ausbürden wollte, Lügen zu strafen. Wer aber von der überall in's Auge springenden Ziffer hinweg in Dorchens Angesicht sah, stellte der geistlichen Urkunde vollen Glauben bei, und würde sogar ihre Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt haben, wenn sie auch ein Jahrzehend mehr angesagt hätte. Es machte daher einen nidrigen Eindruck, daß sich die reizlose Dame noch jezt, da der Herbst ihres Lebens mit starken Schritten hereinbrach, wie ein erst ausblühendes Mädchen schmückte, und die kindische Naivheit der aus Kogebue's Indianern in England bekannten Gurli nachäffte. Diese lächerliche Biererei, die sie überall zur Schau trug, hätte den ernstern und geradsinnigen Ferdinand von ihr zurückgeschreckt, wenn er auch sonst geneigt gewesen wäre, sich mit ihr zu verbinden.

Die beiden Alten hatten sich über die Punkte der Ghestiftung unter vier Augen verglichen, und das Geschäft, sie in eine rechtskräftige Form zu bringen, dem erfahrenen Notar Kilian überlassen. Dieser gute und ziemlich betagte Mann war in dergleichen Angelegenheiten der gewöhnliche Schriftsteller, und hatte in sei-

nem langen, arbeitjamen Leben gegen tausend Ehezärter * entworfen, ohne eben dadurch viel zärtliche Ehen zu stiften. Doch seine Schuld war es nicht, daß bisweilen die von ihm verfaßten Bundesverträge einen ewigen Hauskrieg zur Folge hatten. Er schrieb, was man verlangte; kein Jota zu viel oder zu wenig. Mit dieser Pünktlichkeit hatte er auch den Auftrag der Herren Asten und Olsen vollzogen, und überbrachte jetzt die gefertigte Schrift, die in einer großen Papierrolle aus der Tasche seines breiten Ehrenkleides hervorragte.

Die Gesellschaft setzte sich in bunter Reihe um eine mit Erfrischungen beladene runde Tafel. Diesem glänzenden Bogen fehlte nur noch der Schlußstein — der Bräutigam. Er kam nicht. Unruhig blickte Herr Asten oft nach der Thüre, stand endlich auf und eilte mit starken Schritten in's Hinterhaus, wo sein Sohn ein paar Zimmer bewohnte, und jetzt in häuslicher Kleidung, den Kopf auf den Arm gestützt, in einem Sorgenstuhle saß.

„Nun, was heißt das? Warum kommst du nicht?“ polterte der Vater. „Die Braut ist da, der Notar ist da, der Kontrakt ist fertig!“ —

„Ich kann ihn nicht unterschreiben;“ sagte Ferdinand mit weicher, wehmüthiger Stimme. „Vater, ich beschwöre Sie, stehen Sie von dieser Forderung ab, zwingen Sie mich nicht, Ihnen öffentlich in dieser Sache den willigen Gehorsam zu verweigern, den Sie in allen andern Fällen ohne Ausnahme von mir erwarten können. Ich stürze mich auf Ihren Wink lieber

* Ehezärter oder Ehezarter, eine noch an vielen Orten gewöhnliche Benennung der Ehestiftungs-Urkunde.

in ein Feuer, als in die Arme des Frauenzimmers, das Sie mir aufdringen wollen.“ —

„Wunderlicher Mensch!“ versetzte der Vater mit erzwingener Kälte. „Du geberdest dich, als wäre von einem Drachen die Rede!“ —

„Es ist nicht möglich; ich kann mein Herz nicht theilen;“ fuhr Ferdinand fort. „O, hätten Sie doch meinen heutigen Brief gelesen! Er enthielt ein Geständniß, das ich Ihnen nicht länger verschweigen kann. Ich liebe ein tugendhaftes Mädchen; die arme Tochter eines verstorbenen Malers; Luise Baumgarten ist ihr Name.“ —

Der Alte gerieth außer sich. Eine arme Schwiegertochter war ihm ein verhaßter, ein unerträglicher Gedanke. Ferdinand hielt standhaft, doch mit unverletzter Achtung gegen seinen Vater, den Sturm aus und wankte nicht. Herr Alten mußte sich allein und ohne etwas ausgerichtet zu haben, zur Gesellschaft zurückbegeben. Er brachte vor der Thüre des Versammlungsraales seine verstörten Gesichtszüge so viel als möglich wieder in Ordnung, trat mit erkünstelter Unbefangenheit hinein und sagte: „Meine Damen und Herren, ich muß die Abwesenheit meines Sohnes bei Ihnen entschuldigen. Der junge Sausewind hat sich bei einem Spazierritte, den er am heutigen Morgen in zu leichter Kleidung gemacht hat, eine Verkältung zugezogen, die ihn wohl nöthigen wird, einige Tage das Bett zu hüten.“

Mit tragischen Worten und Geberden legte die ganze Gesellschaft ihr Bedauern an den Tag, und Doris-Gurli flog sogar mit einem lauten Schrei nach der Thüre, um den Kranken zu besuchen. Aber ihr Vater ereilte und führte sie mit einem verdrießlichen Gesichte

auf ihren Stuhl zurück. Ihm war das Wort Verkältung sonderbar aufgefallen, und hatte ihn erst an den Gegensatz erinnert, daß er bei dem jungen Asten nie eine Spur von zärtlicher Wärme gegen Dorotheen bemerkt habe. Das war freilich jetzt, in der Stunde, da die Ehestiftung vollzogen werden sollte, eine sehr späte Entdeckung. Aber sie früher zu machen war auch beinahe nicht möglich gewesen. Doris und Ferdinand hatten sich bisher nur dann und wann im Getümmel großer Gastmähler gesehen und gesprochen, und nicht im Traume daran gedacht, ein Liebes- und Ehebündniß mit einander aufzurichten. Den auf der Börse getroffenen Seelenhandel erfuhren sie erst an dem Tage, da ihnen Abends nach einer kurzen, ernst- und scherzhaften Einleitung der Heirathsvertrag vorgelegt und die Feder zur Unterschrift in die Hand gegeben werden sollte. Mit einem solchen Nachstreich wollten die alten soliden Herren, denen das sonst gewöhnliche Vorpiel der Liebe ein ganz entbehrliches Getändel schien, die Sache kurz und gut abthun.

Daß dieser schöne Plan wenigstens jetzt mißglückte, ging dem Herrn Olsen stark im Kopfe herum, und allerdings hatte seine Tochter am meisten dabei zu verlieren. Schmollend nahm er an dem lebhaften Geschwätz um ihn her keinen Theil, und sah mit einem wahren Culengesichte bald nach der Uhr, bald nach der Gegend, wo er seinen Hut und Stock hingelegt hatte. Diese drohende Auflösung der Gesellschaft setzte einige Mitglieder, die ihre sehnsuchtsvolle Erwartung eines leckern Nachtschmauses nicht gern aufgeben wollten, in große Bestürzung. Aber scherzend strich der Hausvater seinem grämlichen Freunde die Runzeln von

der Stirn und erklärte mit möglichster Heiterkeit, daß jener unangenehme Vorfall die Freude des Tages nicht stören dürfe. Es sey jetzt, setzte er hinzu, um so nöthiger, beisammen zu bleiben und auf Besserung des Kranken gemeinschaftlich und tapfer zu trinken.

Olfen ließ sich beruhigen, und man zechte brav; doch Ferdinand's Gesinnungen wurden nicht besser. Der Vater, bis zur Wuth aufgebracht, schied sich am folgenden Tage mit ihm vom Tische, verwies ihn ganz aus seinen Augen, und drohte mit Enterbung. Das Letztere hielt er für das schrecklichste Donnerwort, das sich aussprechen lasse; und es machte dennoch zu seinem Erstaunen nicht den geringsten Eindruck auf den Jüngling, der sein geliebtes Mädchen um kein Peru oder Eldorado vertauscht hätte. Aber der Zwist an und für sich selbst, in den er mit einem kindlich verehrten Vater gerathen war, schlug seinem weichen Gemüthe so tiefe Wunden, daß er erkrankte. „Geht zum Doktor!“ sagte der Zürnende kalt, als er durch einen Diener davon Nachricht erhielt. Er bekümmerte sich um den Leidenden nicht weiter.

Der verständige Arzt sah bald, daß hier mit der Kunst des Hippokrates nichts auszurichten war. Die kranke Seele mußte geheilt werden. Er, Hausarzt und Hausfreund zugleich, nahm es auf sich, das in diesem Falle einzig wirksame milde Del der Verzeihung und des Nachgebens aus dem steinernen Vaterbusen zu pressen.

Das schwere Geschäft gelang; nur war das gewonnene Del von harten Mischtheilen nicht rein. „Ich vergebe dem Schwärmer, und er heirathe, wen er will! Aber er bringe mir nie sein Weib vor die Augen, und ich leb' oder sterbe, so hat er von mir nichts mehr zu

hoffen.“ — Das war nach langer Verhandlung der letzte unabänderliche Beschluß.

Ferdinand, durch diesen Halbtrost genesen, eilte zum Vater und dankte ihm dafür. „Du kannst jetzt thun, was du willst;“ sagte dieser. „Doch es bleibt dabei, daß ich mein mühsam erworbenes Vermögen in einer unbesonnenen Ehwirthschaft nicht verplittern lasse.“ —

„Ich entsage mit Freuden;“ antwortete der Sohn. „Das Wiedergeschenk Ihres Vaterherzens macht mich reich.“ —

„Schöne Worte und weiter nichts!“ versetzte der Alte. „Du hättest dich bei der Ehestiftung, die der Notar schon in der Tasche hatte, besser befunden. — Geh nun,“ fuhr er bitter fort — „geh hin zu ihm mit deiner holden Braut, und schließt einen Vertrag, so gut als ihr könnt! Er wird verdammt kahl ausfallen.“ —

„Sie scherzen, mein Vater!“ erwiederte der Sohn in einem gutmüthigen Tone. „Aber ich werde Ernst daraus machen.“ —

Er verbeugte sich ehrerbietig und trat ab. Der Vater schickte ihm ein unväterliches Hohngelächter nach.

An einem der nächsten Tage kam der Notar Kilian mit ungewöhnlichen Doppelschritten zu ihm. „Mein werther Herr Asten,“ begann er feuchend, „ich halte mich für verpflichtet, Ihnen zu melden, daß Dero Herr Sohn eben in meiner Behausung war und anfragte: wann er mit seiner Verlobten, einer gewissen Luise Baumgarten, bei mir erscheinen könne, um einen Heirathsvertrag zu vollziehen. Ich stuzte — und da ich um keinen Preis etwas thun möchte, das Ihnen, mein Hochverehrter, entgegen wäre — —“

„Schreiben Sie in Gottes Namen, was der Thor begehrt!“ fiel Herr Usten ein. „Er hat mir meine Einwilligung abgetroßt; das Mädchen soll übrigens gut und rechtschaffen seyn. Ich begreife nur nicht, was die armseligen Menschen einander zusichern wollen, da ich meinem Sohn Enterbung angekündigt habe.“ —

„Enterbung?“ fragte der Rechtsgelehrte in einem langgezogenen Tone. „Sie haben in die Heirath gewilligt — des Mädchens Ruf ist unbescholten — und dennoch Enterbung? — Dieser Entschluß dürfte wohl bei jenen Umständen von den Gesetzen für ungültig erklärt werden.“ —

„Pah! pah! der Reiche macht sich seine Gesetze selbst.“ —

„Streiten wir darüber nicht, mein theuerster Gönner!“ sagte der Notar. „Mir ist's genug, daß Sie die Abschließung des Heirathsvertrages erlauben. Unter dieser Voraussetzung habe ich das junge Paar heute Nachmittags um vier Uhr zu mir beschieden.“ —

„In Gottes Namen!“ rief Herr Usten, und der Notar empfahl sich.

Die kurzen Entscheidungsgründe, die der Jurist gegen die vorhabende Enterbung angeführt hatte, versenkten Jenen in ein langes Nachdenken. Er ging zu einem andern Rechtsfreunde, trug ihm den Fall vor, und erhielt gleichen Bescheid. „Hm! hm!“ sprach er zu sich auf dem Heimwege; „ich habe mich also in einer unauflöselichen Schlinge gefangen! Ich kann als ehrlicher Mann mein Jawort nicht zurücknehmen; und alles wohl überlegt, möcht' ich selbst die Närrin Doris nicht heirathen. Die Malerstochter hingegen lobt Jeder, der sie kennt. — O, wäre sie nur nicht so arm! — Aber

ich bin doch neugierig, sie zu sehen. Man hat ja, wie die Krämer sagen, das Ansehen umsonst.“

Es war Nachmittags gegen vier Uhr, als er auf der Straße dieses Alleingeprüch hielt. Schon nahe vor seinem Hause kehrte er plötzlich um, schlüpfte durch eine Hinterthür in Kilian's Wohnung, und überraschte den öffentlichen kaiserlichen Schreiber mit der hastigen Bitte: „Erlauben Sie mir, Freund, mich in Ihrem Alkoven einzuquartiren! Ich will hinter dem Vorhang der Glashüre die Braut meines Sohnes in Augenschein nehmen.“

„Thun Sie, als wären Sie hier zu Hause!“ sagte der Notar. In demselben Augenblicke zog schon Ferdinand die Klingel des Vorsaals, und Herr Asten flüchtete geschwind in den Alkoven.

Wahrlich! das Geschäft eines Notars wäre das angenehmste von der Welt, wenn täglich im Schreibzimmer so reizende Mädchen erschienen, als jetzt eins mit gefenkten Taubenaugen hereintrat. Luise, in der Rosenblüthe ihres achtzehnten Jahres, war eine so zarte, wunderliebliche Gestalt, daß bei ihrem Anblick sogar im Busen des greisen Rechtsgelehrten die längst erstorbenen Gefühle des Schönen erwachten. Mit verklärtem Gesichte, aus welchem alle finstre Wolken, die sich seit vierzig schwülen Geschäftsjahren darauf gelagert hatten, plötzlich verschwanden, zwang er seinen steifen Rücken zu zehn und mehreren behenden, wellenförmigen Beugungen, die leider nicht so zierlich geriethen, als er es wünschte. Ungestüm warf er dann einen dicken, schlafenden Mops aus dem verjährten Besitze des Sopha's, und führte Luise, wie ein Ceremonienmeister der Vorzeit, mit den äußersten Fingerspitzen an den geräumten Platz.

Auch hinter der Glashüre ward bei der Ankunft des schönen Mädchens ein Ausruf des Beifalls schier laut. Er galt nicht sowohl der Huldin selbst, als vielmehr ihrer netten, aber möglichst einfachen Kleidung, die dem Lauscher die erfreuliche Zusicherung gab, daß seine künftige Schwur kein eitle Zierpuppe sey, die durch zügellose Puzverschwendung ihren Gatten zu Grunde richten werde.

„Hier sind wir, mein Herr Notarius,“ begann Ferdinand, „um Ihnen einen schon entworfenen Heirathsvertrag zur Beglaubigung zu überreichen. Ich fürchte fast, Sie werden uns damit auslachen; denn er gehört in der That nach seinem Ton und Inhalt nicht ganz in Ihr Amtsfach. Doch gewisse Ursachen bestimmen mich, unsere Gesinnungen und Grundsätze, mit welchen wir zum Altar gehen, meinem Vater in einer von Ihnen bekräftigten Urkunde vorzulegen.“ —

„Ich stehe von ganzem Herzen zu Diensten;“ antwortete der Notar, und griff nach der unentbehrlichen Brille, deren sich der alte Geß in Gegenwart des blühenden Mädchens fast schämte. — O Zeiten! o Sitten! Im laufenden Jahre 1812 schämten sich beinahe die jüngsten Bierlinge, sich auf der Straße und vor ihren Liebchen ohne Brille sehen zu lassen. —

„Ist es Ihnen gefällig, uns diesen Aufsatz vorzulesen?“ sagte Ferdinand, indem er einen Bogen Papier aus der Tasche zog.

Käuspernd stimmte Herr Kilian seine Kehle, um auch den Ohren im Alkoven verständlich zu werden, und las dann mit lauter Stimme wie folgt:

Erster Artikel.

Wir lieben uns innig, wir fühlen, daß wir ohne

einander nicht glücklich seyn können, und verbinden uns daher auf ewig zu treuen Gatten.

Art. 2.

Ferdinand weiht und heiligt sein ganzes Daseyn Luise, um ihr durch rastlosen Fleiß ein bequemes und sorgenfreies Leben zu verschaffen.

Art. 3.

Luise wird sich dagegen bestreben, durch häusliche Wirklichkeit sich und ihn auf der goldnen Mittelstraße des ehrlichen Auskommens zu erhalten.

Art. 4.

Da im Ehestande oft Kleinigkeiten die Quelle großer Zwiste sind, so verpflichten wir uns, einander in unbedeutenden Dingen ohne den leisesten Widerspruch nachzugeben.

Art. 5.

In der Tracht zum Beispiel, richtet sich jeder Theil nach des andern Geschmack. Ferdinand enthält sich einer allzu nachlässigen Kleidung, um Luise's Auge nicht zu beleidigen, und Luise vermeidet, sich durch übertriebenen Schmuck vor der Welt den Schein zu geben, als wollte sie fremde Männer fesseln. — Die Hauptzierde unsers Körpers sey — Keulichkeit, weil das Gegentheil bei Personen, die in einem nahen Verein leben, unfehlbar Abneigung und Widerwillen erzeugt.

Art. 6.

Die gebieterischen Worte: ich will, ich bestehe darauf, ich befehle — werden in unserm häuslichen Wörterbuche ganz ausgestrichen.

Art. 7.

Luise wird sich nie in Gesellschaften das geringste Scheinzeichen von Nichtachtung ihres Mannes entgleiten

lassen; denn jede Gattin, die sich solche zweideutige Aeußerungen leichtsinnig erlaubt, gibt dadurch andern Männern gleichsam ein Signal, sich ihr mit Siegeshoffnung zu nahen.

Art. 8.

Ferdinand wird Luise öffentlich ehren, damit sie auch von Andern geehrt werde. Er wird keinem andern Frauenzimmer durch schmeichelhafte Huldigungen, die über die Schranken der geselligen Höflichkeit hinausgehen, einen kränkenden Triumph über seine Gattin gestatten.

Art. 9.

Wir wollen beide in der Wahl unsers Umganges vorsichtig seyn, und besonders keine falschen und arglistigen Hausfreunde dulden, die, gleich Schlangen im Busen, die ruhigen Freuden unsers Bundes vergiften könnten.

Art. 10.

Zwischen Mein und Dein findet keine Gränzcheidung unter uns Statt. Unser höchstes Gemeingut ist unsre gegenseitige Liebe; und dieser Schatz, der oft in andern Herzen von der eilenden Zeit verzehrt wird, soll unter ihren Flügeln bei uns wachsen bis an unser Grab. — —

„Edle Seelen!“ rief jetzt beim Schluß des Vertrages der Notar, und Thränen der Rührung entfloßen ihm. „Ich stehe dafür, mein junger, wackrer Freund, daß sich Ihr Vater über dieses schriftliche Zeugniß Ihres trefflichen Gemüths höchlich erfreuen wird.“ —

„Wahr gesprochen!“ sagte Herr Asten und trat aus dem Alkoven hervor. Die Liebenden staunten und starrten ihn an. „Mein guter Ferdinand!“ fuhr er fort und schloß ihn in die Arme. „Jedes Mißverständniß

zwischen uns sey gehoben und vergessen! Ich billige deine glückliche Wahl, und erkenne dieses schöne, sittsame Kind mit Vergnügen für meine liebe Tochter.“ —

Dankbare Entzückungen und Freudenthränen waren der Lohn dieser unerwarteten Milde.

Ferdinand wollte nun seinen Aufsatz, als nicht weiter nöthig, zurücknehmen; aber der Notar hielt ihn fest. „Erlauben Sie mir,“ sprach er, „das von kaiserlicher Majestät mir verliehene Siegel darauf zu drücken; denn rühmen möcht' ich mich gern, diesen vollherzigen Heirathsvertrag, der jedem andern zum Vorbilde dienen sollte, beglaubigt zu haben.“